

Das Gewitterkind : Erzählung [Schluss folgt]

Autor(en): **Frey, Karl**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **10 (1906-1907)**

Heft 9

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-665832>

Nutzungsbedingungen

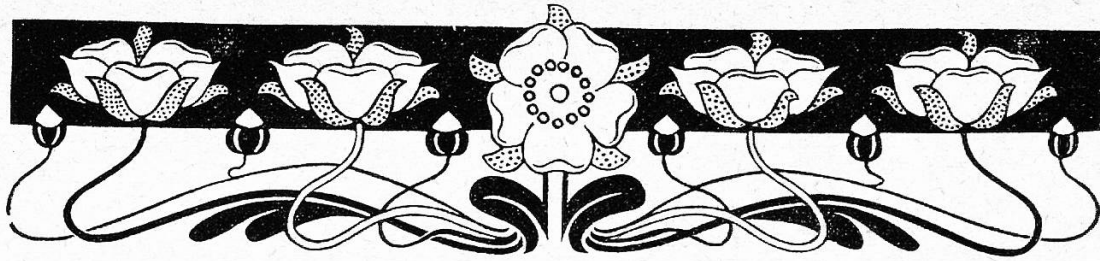
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Morgenlied.

Wer schlägt so rasch an die Fenster mir
Mit schwanken grünen Zweigen?
Der junge Morgenwind ist hier
Und will sich lustig zeigen.

Heraus, heraus, du Menschensohn!
So ruft der kecke Geselle,
Er schwärmt von Frühlingswonnen schon
Vor deiner Kammerschwelle.

Hörst du die Käfer summen nicht?
Hörst du das Gras nicht klirren,
Wenn sie betäubt von Duft und Licht,
Hart an die Scheiben schwirren?

Die Sonnenstrahlen stehlen sich
Behende durch Blätter und Ranken,
Und necken auf deinem Lager dich
Mit blendendem Schweben und Schwanken.

Die Nachtigall ist heiser fast,
So lang' hat sie gesungen,
Und weil du nicht gehört sie hast,
Ist sie vom Baum gesprungen.

Da schlug ich mit dem leeren Zweig
An deine Fensterscheiben:
Heraus, heraus in des Frühlings Reich!
Er wird nicht lange mehr bleiben.

Wilhelm Müller.

Das Gewitterkind.

Nachdruck verboten.

Erzählung von Karl Fren, Oberwinterthur.

Nach vielen Jahren bin ich wieder einmal zu Hans Ulrich auf Besuch gegangen.

Hans Ulrich ist ein Bauer und mein lieber Freund. Er ist Landwirt geworden, nicht weil es sein Vater so wollte, sondern weil er den gewaltigsten Charakterzug unserer Vorfahren in sich trug: Den brennenden Wunsch, unter freiem Himmel einen freien Boden zu besitzen.

Ganz am äußersten Ende seines von einem zu gewöhnlichen Zeiten gemächlich ziehenden Bach umflossenen Gutes sehe ich ihn. Er ist eben mit dem Düngen eines jungen Bäumchens fertig geworden. Sinnend steht er nun daneben, aufrecht und mit leicht zurückgeworfenem Kopfe. Merkwürdig, wie ich in dem Manne mit den gewellten Haaren und dem dichten Schnurrbart auf einmal nicht mehr den Bauer erblicke, sondern den Menschen, der sich in seinem Innersten eine eigene Welt zurechtgezimmert hat. Unwillkürlich bleibe ich stehen, da macht er aber eine Drehung und sieht mir gerade ins Angesicht. Ein fröhliches Lächeln huscht über sein Antlitz, dann gehen wir einander entgegen und drücken uns in herzlicher Freundschaft die Hände . . .

„Schön, daß du kommst,“ sagt er. „Tag für Tag ist seit dem Eintreffen deines Briefes von dir die Rede. Schau nur, meine Frau und der Jüngste, den du ja noch gar nicht gesehen, erwarten dich bereits.“

Richtig, unter der Haustüre des mitten im Gute liegenden Wohngebäudes stehen die beiden. Frau Ulrich macht eine grüßende Handbewegung. Ich erwidere den Gruß, und als sie sich wieder zurückzieht, wende ich mich zu Hans, der sich am Bäumchen noch etwas zu schaffen macht . . .

„Wie geht es dem Kleinen, dem Hansli?“ frage ich nach einigem Hin und Her. Nun hält mein Freund einen Augenblick in der Arbeit inne und antwortet dann fast geheimnisvoll:

„Ja, der Hansli, der ist gesund. Du wirst zwar sehen, daß er in vielem nicht ist wie andere. Aber sein Wesen mag eben ein Geburtstagsgeschenk sein.“

„Ein Geburtstagsgeschenk?“ . . .

Mein Staunen bringt ihn zum Lachen.

„Na, ich werde dir dann das Geschichtchen erzählen. Aber nun möchte ich dich bitten, dich ins Haus zu bemühen; sieh', meine Frau hat wahrscheinlich das Abendessen zurechtgemacht, und du weißt ja, daß es die Weiber nicht gerne sehen, wenn man lange zögert. Du wirst mich noch ein paar Minuten entschuldigen. Ich möchte dieses Kerlchen“ — er zeigt nach dem Bäumchen — „mir noch ein wenig näher ansehen. Ich habe es mit andern seiner Kameraden von einem Gärtner bezogen, der sie natürlich mit Kunstdünger und was weiß ich groß gepäppelt hat, um rasch versandtfertige Bäumchen zu erhalten. Nun geschieht mit ihm das nämliche, wie mit den Menschen, die plötzlich aus ihren angestammten Verhältnissen herausgerissen werden und nun in einer für sie vollständig fremden Atmosphäre leben sollen. Es geht wohl lange, bis solche Leute ihr altes Gewand, bestehend aus Gewohnheiten, Anschauungen und Vorurteilen aus- und einen neuen Menschen angezogen haben. — Aber nun, — ich bitte dich, nur noch einige kurze Minuten, dann komme ich nach.“

Hans Ulrich lächelt wieder, und ich tue ihm den Gefallen. Als ich dem Hause zuschreite, muß ich mir immer und immer wieder bekennen, daß mein Freund auf seinem Gute zum Philosoph geworden ist. Er hat Seele, der Mann, und Seele atmet alles, was er beginnt, seine Gärten, seine übrigen Pflanzungen, und wer sein ganzes Heimwesen von der Straße aus überblickt, der bleibt meistens stehen, wiegt vielleicht zustimmend den Kopf und sagt halblaut zu sich: Der weiß auch mehr als bloß zu säen und zu ernten, und im Weitergehen denkt er: Ein glücklicher Mann, so einer!

Gewiß, Hans Ulrich ist glücklich. Ich habe ihn auch noch nie unzufrieden gesehen. Kein Wunder, sein noch junges, hübsches Weibchen, hat ihm vier Kinder geschenkt, gerade zwei Bärchen, und alle mit roten Pausbacken, die wie rosige Äpfel aussehen, so daß man beim Anschauen ordentlich Lust bekommt, hineinzubeißen. Na, ihre glücklichen Besitzer würden dazu was sagen und na-

mentlich der Jüngste, des Vaters Namensträger, der kleine, vierjährige Hans, den ich bisher nur aus einer Photographie kenne . . .

Ah, da steht er ja mit seiner Mutter unter der Haustüre! Nach gegenseitiger, herzlicher Begrüßung zwischen Frau Ulrich und ihrem Gast wende ich mich an ihn:

„Nun, du Kleiner, komm' mal her und sag' mir Grüßgott!“

Er besinnt sich. Seine runden, pechschwarzen Auglein sehen zu mir empor, sachte gibt er mir das weiche Patschhändchen, aber als ich ihn zu mir herauf heben will, da bekomme ich einen Klaps, der mich veranlaßt, den Jungen schleunigst auf den Boden zu setzen. Ich mache ein ernstes Gesicht und reibe mir die Wangen, dazu schwenke ich den Zeigefinger, und der Kleine hüpfst zu seiner Mutter und verbirgt sich hinter ihrer Schürze. Ein paar Sekunden später guckt er wieder hervor, und als ich in seine funkelnden Lichter blicke, glaube ich aus fernen Wolken das Zucken der Blitze zu sehen. Seine Mutter neigt sich zu ihm hernieder, und da wird sie über und über rot und schmält leise:

„Du Frag, du böser,“ und es ist, als ziehe längst Vergangenes in scharfen, feinen Umrissen an ihrer Seele vorüber, als sie mir zaghaft und fast stammelnd bekennt:

„Er ist halt ein Gewitterkind, der Hansli.“

„Ein Gewitterkind?“

„Ja —“

Sie schweigt plötzlich; ein lautes Hallo kommt die Straße daher, die andern drei Kinder, das älteste, die zwölfjährige Frieda voran, dann Karl und Trudchen, schön nach Jahrgängen geordnet, tollen in wildem Galopp auf uns zu, jubeln schon von weitem „Guten Abend“ und „Ferien, hurra!“ Dann reichen sie uns fein und artig die Hand, und Trudchen und Karl wollen gleich vorausgehen, der Stube zu.

„Halt“, ruft die Mutter, „hieher, zuerst der Gast, ihr trabt hintenach, merkt euch das.“ Sofort drehen sich die Kleinen, und ich sehe noch, wie ihnen das ältere Schwesterchen ob ihrer Unkenntnis der „Regeln über den Umgang mit Menschen“ ein Rübchen schält . . .

Die Sitte meiner Heimat, dem außerhalb des Hauses begrüßten Gast in der Stube nochmals die Hand zu reichen, ist so sinnig, so poesievoll, daß man unwillkürlich die Hast des Tages von sich wirft, vielleicht sogar eine mehr oder weniger peinliche Ursache des Besuches für Augenblicke vergißt.

Es ist, wie Hans Ulrich gesagt hat. Auf dem Tisch der geräumigen, heimeligen Stube duftet bereits das von Frau Ulrichs sorglicher Hand bereitete Abendessen. Die Kinder stehen alle noch umher und warten auf das Zeichen zum Hinsitzen. Wenn man aber nach jahrelangem Unterbruch wieder einmal bei einer befreundeten Familie einkehrt, so ist das Essen nicht die Hauptsache. Die Ereignisse der verflossenen Tage, das, was unsere Herzen erschüttert oder in freudige Wallung versetzt hat, zieht gleich einem lebendigen Strome an un-

ferm innern Auge vorüber und ruft einer gegenseitigen Aussprache. So kommt es, daß die Geduld der Kinder auf eine ziemlich starke Probe gestellt wird. Kaum hat aber Frau Ulrich zu mir gesagt:

„Bitte, Herr Fröhlich,“ — dies ist mein Name — „nehmen sie vorlieb mit dem was unsere einfache Küche zu bieten vermag“, als das ältere Mädchen, die zwölfjährige Frieda, in ein solches Gelächter ausbricht, daß wir Großen uns gegenseitig ganz verblüfft in die Augen sehen.

„Aber, aber, Mädchen, was gibt's denn?“ fragt endlich meine verwirrte Gastgeberin.

„Ach Mutter, — es ist zu lustig, — Mutter, der Hansli, — der Hansli!“

Frieda kann einen Augenblick nicht mehr weiter reden. Sie schüttelt sich vor Lachen. Ich wende mich um. Hansli steht neben mir. Als unsere Blicke einander begegnen, geht er zur Bank, die dem Tisch entlang läuft, beugt sich über dieselbe und starrt mit glühenden Wangen auf den Boden. Ich weiß nicht, was dort unten zu sehen ist. Seine strammen Beinchen beginnen kräftig hin und her zu schlenkern, und das Schlenkern wird fast bedrohlich, als Frieda endlich beicht:

„Seit Herr Fröhlich da ist, hat ihm Hansli immer in die Tasche geguckt. Er meint wohl, Herr Fröhlich habe ihm etwas mitgebracht.“

Nun geht der Spektakel los. Die Mutter lächelt, die Geschwister frähen vor Lust und scherzen zu Hansli:

„Gueni, Gueni!“ *)

Aber plötzlich springt der kleine Mann auf, stellt sich feck vor die große, lachende Schwester, ballt die Fäustchen, beißt die Zähne aufeinander und vielleicht würde er sich trotz der Ermahnungen seiner bestürzten Mutter in seinem Zorn zu Tätlichkeiten hinreißen lassen, wenn nicht im gleichen Augenblick des Vaters machtvolle Stimme durch die Stube hallte:

„Hansli, Kleiner, was willst du? Schäme dich, auf die Schwester loszugehen, jawohl!“ Und während er sich am Handtuch, das dicht neben der Tür an einem Nagel hängt, die Hände trocknet, spricht er ruhig:

„Hansli, komm' zu mir,“ und nach einem Weilchen nochmals und weich und herzlich:

„Hansli, komm' zum Vater.“

Da ist der Zorn in des Bübleins Brust gebrochen. Mit gesenktem Köpfchen und zuckenden Lippen stellt er sich zwischen die Knie des Vaters, der sich auf die Bank niedergelassen, verbirgt sein Gesichtchen in dessen Rockfalten und weint dort sein großes Herzeleid aus. Liebkosend fährt Hans Ulrichs rauhe Hand über des Knaben Gelock. Ein paar Minuten ist's stille. Die Kinder,

*) Landläufiger Ausdruck für Kinder, die ihre Sehnsucht nach einem guten Bissen nicht zu verbergen vermögen.

wir alle fühlen es, daß in diesem Augenblick zwei Engel durch das Haus schweben, der eine, der den Kindern Häuser baut, — die Vaterliebe, der andere, dem sich unverdorrene Geschwisterherzen willig unterwerfen, und der redet: Friede, und nochmals: Friede sei eure Losung immerdar! . . .

Ach, Hansli hat ja übrigens richtig geraten, nur ist Herr „Flöhlich“, wie er mich nennen würde, denn der Kleine kann das r noch nicht aussprechen, etwas vergeßlich. Ich lege also die mitgebrachten Sachen — ein paar Orangen und etwas Schokolade — auf die Kommode und bedeute Frau Ulrich, dieselben nach dem Abendessen unter die Kinder zu verteilen. Nun setzen wir uns allesamt zu Tische. Hansli ist anfangs schüchtern und in sich gefehrt. Den Kaffee löffelt er, ohne sich ein einzigesmal umzusehen. Gewiß, er ist nicht wie andere, etwas Trotziges, Wildes steckt in ihm. Dafür zeugt bereits die Rinne, die sich vom reinen Stirnchen bis zur Nasenwurzel hinzieht. Und die Augen! Ich denke unwillkürlich an jene, die den Widerschein von Gewitterleuchten in sich bergen! Nun, Hans Ulrich will mir ja später darüber erzählen.

Unter heitern Gesprächen der Erwachsenen geht das Abendessen vorüber. Bevor sich die Kinder von ihren Sizen erheben, gibt ihnen der Vater noch ein paar Befehle.

„Frieda treibt alles Vieh aus dem Stall mit Ausnahme der „Braunen“, die bleibt stehen. Hütet brav und paßt auf, daß kein Stück in den Kleeacker gerät.“

„Wegen der ‚Bölle‘“, erklärt Karl und tut dabei außerordentlich wichtig.

„Übrigens bin ich immer in der Nähe,“ vollendet Hans Ulrich, und zu mir gewandt, spricht er:

„Wir wollen miteinander dem Bach entlang einen Spaziergang unternehmen. Seit deinem letzten Besuch hat sich vieles geändert. Na, Hansli —“ Der Knirps scheint die Welt wieder von der schönern Seite aus zu sehen, guckt mich mit seinen großen, glänzenden Augen, die einem die Seele weich machen, von unten herauf wie selbstvergessen an und knuspert bereits an einem Stückchen Schokolade, die ihm seine Mutter zugesteckt hat — „schon wieder etwas Gutes? Gibst dem Herrn auch ein Bißchen davon?“

Husch! ist er hinaus.

„Ha, ha!“ Hans Ulrich lacht. Nachher sagt er:

„Und unter den zwei Erden will ich dir von dem Tage erzählen, als mein Jüngster geboren wurde.“

2.

Die Kinder sind bereits alle auf der Wiese, als wir unsern Rundgang antreten. Karl hält mit beiden Händen eine Peitsche und macht die ersten gelungenen Knallversuche, Trudchen und Frieda suchen unter einem Birnbaum die abgefallenen reifen Früchte und der kurzbeinige Hansli bemüht sich eifrig, eine unfolgsame Kuh, den „Bleß“, vom Wege nach dem Kleefeld in die Do-

mäne des Erlaubten zu treiben. Sein kräftiges: „Wat du, ich will di,“ dazu ein sich vielmal wiederholendes: „Bsch, bsch“ und der Stecken, den der kleine Mann im Bewußtsein seines wichtigen Amtes durch die Luft schwingt, das alles wirkt so belustigend, daß wir unwillkürlich stehen bleiben. Zugleich drückt sich in Vater Ulrichs Antlitz eine nicht geringe Erwartung aus. Es ist, als ob der „Bleß“ die schwache Hand des Knaben erkennen würde. Das gutmütige Tier verfolgt ruhig den eingeschlagenen Weg, steht aber beim Kleeacker still, dreht den großen Kopf nach dem Kommenden und glockt ihn mit seinen glänzenden Augen an, als ob er statt eines zum Schlage erhobenen Steckens ein Bündel wohlschmeckender Kräuter in der Hand halte. Nun geschieht etwas, worüber Hans Ulrich zustimmend nickt und vor sich hinhurmelt: „So ist's recht, so ist's recht!“ — Als nämlich Hansli noch einige Schritte von der Kuh entfernt ist, läßt er den Stecken plötzlich fallen, das vorherige barsche Wesen legt sich, der Ton seiner Rede wird mild, einschmeichelnd, schnell reißt er ein paar saftige Blätter des Löwenzahns ab und als er bei der ruhig wartenden Kuh angekommen ist, schlägt er das eine Armchen, so gut es geht, um den wulstigen Hals des Tieres, reicht diesem die paar Kräuter und läßt es sogar geschehen, daß sein „Bleß“ ihm nachher mit der langen, rauhen Zunge wie dankend über den Armel fährt. Seiner Pflicht bewußt, ergreift er dann den Halsstrick des Tieres, hätschelt es ein paarmal und zieht die willig folgende Kuh mit sich in die Wiese hinaus. Dort läßt er sie los und springt dann mit hellem Gejauchze unter den Birnbaum zu seinen beiden Schwestern.

„Du, Hans,“ sage ich zu meinem Freunde, „dein Jüngster gefällt mir. Sein voriges Tun deutet auf eine innige Liebe zum vernunftlosen Geschöpf. In ihm scheint bereits als natürliche Veranlagung vorhanden zu sein, was andern in diesem Alter erst beigebracht werden muß.“

Hans Ulrich nickt. „Ich erlebe dies an Hanslis Geschwistern, nicht einmal die große Frieda ausgenommen. Keines von ihnen hätte den Stecken aus der Hand gelegt. Kein anderer Gedanke hätte in ihren Köpfen Raum gehabt, als der: Was, du willst in den Kleeacker hinein? Fort, schleunigst fort, hinaus mit dir! — Sie wären über das gutmütige Tier hergefahren, hätten gescholten und es mit „Hü“ und „Hot“ in die Weide hinaus getrieben. Ich sage dir also, daß Hanslis Gemüt in dieser Beziehung viel weicherer Töne fähig ist, als dasjenige seiner Geschwister, aber, aber — was nützt ihm dies, wenn er nicht lernen sollte, seinen Jähzorn abzulegen, den Ausbruch einer ungeheuren Leidenschaft, die ihn heute sich an seinem Schwesterchen vergreifen ließ! Und sein Jähzorn ist ein Fehler, den keines der andern mit ihm teilt. So steht er einzig da in den erhabenen Gefühlen gegen eine unvernünftige Kreatur, wie in denjenigen einer den Menschen erniedrigenden unglücklichen Schwäche . . .“

Nun wandern wir dem Bach entlang. Leichtes Erlengebüsch säumt das jenseitige Ufer, seine zerrissenen Schatten bis zu uns herüber werfend.

In dem dichten Wurzelwerk der unterhöhlten Ufer, da, wo das Wasser

in träger Ruhe seine dunkeln Ringe zieht, da liegen still verborgen unsere geheimsten Bubenfreuden . . .

„Hans Ulrich, weißt du noch, wie wir mit nackten Armen oft fast bis zur Schulter hinauf in das Labyrinth hineingriffen, Krebse suchend und mit gespannten Nerven und Muskeln nach Forellen fahndeten, die in jenem Bereich ihr Laichgeschäft verrichteten?“

„Gewiß,“ antwortet er lächelnd, „und denkst du noch daran, wie du mit deiner Behauptung, ich hätte einmal statt eines Krebses eine Hand hervorgezogen, fast alle Mädchen von mir abwendig machtest?“

„Fast alle, sagst du. Recht so, und wie hieß denn dasjenige, das dich immer so lebhaft verteidigte?“

. . . „Marie Lienert, mein jetziges Weib, meiner Kinder Mutter.“ — —

Mit leisem Flügelschlag zieht eine süße, geheimnisvolle Gestalt vorüber. Auf ihrem Haupte thront ein wunderbares Lichtbüschel und ihr Antlitz verklärt der Unschuld Lächeln . . .

Wir kennen sie, es ist die fröhliche, sonnige, glückliche Jugendzeit. Sie spiegelt sich in den altbekannten lieben Büschen, in den Wassern, in den Riefeln, sogar im wundersamen, blauen Himmel! Und dort, weit vorn, dort muß die Wasserfalle sein, die Schleuse, mittels deren Hans Ulrichs Vater seine Grundstücke bewässern konnte. Ein Haupt- und Karitätenstück im Vielerlei der jugendlichen Belustigungsmittel. — Aber — ich sehe sie noch nicht — auch jetzt noch nicht, — — sie ist, — — richtig, — sie ist verschwunden. —

Und worauf gehen wir denn? Das — das ist ja ein Damm, der sich bereits in ziemlicher Höhe über dem Bachbett hinzieht und die einst topfebene Wiese in eine schiefe Ebene verwandelt hat! Und — eine Überraschung um die andere — was mag jener Arm bedeuten, jene Erhöhung, die schnurgerade vom Bach weg ziemlich tief in die Wiese hineinragt und mit Rasen bedeckt ist? . . .

„Hans Ulrich, erkläre mir!“ . . . In rauschendem Fluge ist die sonnige Lichtgestalt plötzlich von uns geschieden. Nun leben wir wieder in der poesielosen, trockenen Gegenwart, die mich mit den nüchternen Fragen über das „Warum“ quält und meinen Freund wieder an sein Versprechen zu erinnern scheint.

„Alles hat eine und dieselbe Ursache,“ sagt er leise und seine Stimme zittert ein wenig. „Aber sieh da die zwei Erlen, hier wollen wir uns einstweilen niederlassen, da nimm Platz, — so, und nun höre . . .“

Ich lehne mit dem Rücken an einen der Bäume und schaue gegen die sinkende Sonne. Ich kenne die Gegend. Jene von zwei bewaldeten Hängen gebildete Lücke, durch die einige wenige Wölkchen sichtbar sind, wird die Herbstsonne aufnehmen. Es ist das „Ergertenloch“. Und wenn sich dort Nebel ansammeln, dann . . .

Aber nun beginnt mein Freund.

„Diesen Sommer sind es vier Jahre gewesen. Eine Spanne Zeit, die mich trotz ihrer Länge nicht die kleinste Einzelheit des damals Geschehenen vergessen machte. Vielleicht weil sich Herzbewegendes mit Traurigem, werdendes mit Bergehendem verdichtete. — Zu den Qualen einer gebärenden Mutter, den Kummernissen eines werdenden Vaters die schreckliche Musik des Himmels, endlos stürzende Wassermassen, ein Bach zum Fluß, zum Strom angeschwellt — — und das Endresultat: Ein kleiner Knabe, Nummer vier des Kinderchores, unser Hansli und — — — ein verwüstetes Heimwesen.“

Keine Faser zuckt in Hans Ulrichs Antlitz. Er blickt gegen das Ergertenloch, aus dem bereits eine dunkle Wolkenwand herausquillt. Hinter den obersten Ballen steht die Sonne, die schwarzen Massen mit scharfen, goldenen Rändern zierend.

„Ich habe dir,“ fährt mein Freund ruhig fort, „nie etwas davon geschrieben. Deswegen mußt du mir nicht zürnen. Du kennst meine Art. — Siehst du dort jene sommerlichen Gewitterzeichen? Dies Bild hat den schrecklichen Abend eingeleitet. Es war am 13. August. Ein heißer, föhniger Tag war's gewesen. Das letzte Fuder Gmd sollte von der Bodenwiese — du kennst sie, die ganz oben am Wald — heimgebracht werden. Ich stand auf dem Wagen des Nachbars, Fränzi führte den Rechen und mein Knecht, der Bammert, der Donner, — — na, 's ist jetzt vorbei —, mußte das Gmd heraufgeben. Ein fauler, ein erzfauler Kerl war er, der Bammert, ein Saufaus, ein liederlicher Tropf durch und durch. Er sah, wie im Ergertenloch dort sich die Ballen bildeten, er hörte das Grollen des noch fernen Donners, er sah, wie ich mich beeilte und stets lange vor ihm fertig war, ich ermahnte: „He, Bammert, vorwärts, vorwärts! . . .“ der Mensch tat, als sei er taub, als sei er blind. Nicht die geringste Gile zeigte er. Die Fränzi war ihm mit ihrem Rechen auf den Fersen. Wenn ich sie ansah, so merkte ich, wie es ihr insgeheim kochte, wie sie bereit war, ihrem Ärger über die grenzenlose Faulheit des Knechtes Luft zu machen. Ich war bereits erbittert, und als wir beide, Fränzi und ich, wieder warten mußten, und der Bammert, wie uns zum Troß, sein Sacktuch herausriß, sich mit viel Geräusch die Nase putzte und endlich seinen schmutzigen Fexen so umständlich als möglich zusammenknäuelte und in die Hosentasche steckte, da brach ich los. „Bammert,“ rief ich, und ich fühlte, wie meine Hände zitterten, wie meine Nasenflügel bebten, „dort hinten im Ergertenloch droht ein Wetter. Ein Schuft, der Knecht, der seinen Meister im Stich läßt.“

Da brauste er auf: „Was, ich ein Schuft? Poß Donner nochmals?“ Und er warf die Gabel mit einem Schwung seitwärts auf den Boden und sah mich an mit einem Blick, der nichts Gutes verhieß. Purpurrote im Gesicht, stürzte sich Fränzi auf das weggeworfene Gerät, packte dasselbe und fing an, mir das Gmd zu reichen. Das erste Bündel hatte sie heraufgeworfen, da maß sie den dastehenden Knecht mit furchtbar finstern Augen und schrie ihm zu: „Scher dich, marsch, leg' dich auf deine träge Haut, so ist's dir . . .“ Sie hatte aber

den Satz noch nicht geendet, da ward sie vom Knecht gepackt und mit einem gellenden Fluch auf den Wiesengrund geschleudert. Ich sah es, hui, da glitt ich auch schon das Fuder hinunter und stand hinter dem überraschten Knecht, und — — nun kommt etwas, was ich dir eigentlich nicht erzählen sollte, — — ich ließ ihn kopfüber in das Gmd purzeln, und — — die größte Wirkung hat dann das dicke Ende meiner Peitsche getan. „Heimgehst,“ schrie ich ihn an, „laß dir den Lohn von der Frau auszahlen und dreh' dann dem Haus für immer den Rücken.“ Einen Moment lag er noch ruhig im Gmd, dann erhob er sich, zog die Halme aus der Kleidung, setzte sich den Hut auf und ohne sich umzusehen, ging er wie ein geprügelter Hund von dannen. Ein paar Augenblicke fühlte ich Mitleid mit ihm. Da sagte aber Fränzi:

„Jesus, der Mensch ist zu allem fähig, und die Frau ist allein zu Hause!“ . . .

Da war mir plötzlich, als ob mich einer während des Gehens mit eiserner Kraft an der Schulter packe, mich herumreißt und mir zuflüstere: Du, mach' schnell, — es gilt das Leben! . . .

Mit blutleeren Lippen und weit aufgerissenen Augen starrte ich Fränzi an. Ein plötzlicher Schreck war in meine Glieder gefahren . . .

Es gilt das Leben . . .

Am Mittag waren die Kinder zum Großvater geschickt worden. Sie sollten auch über die Nacht dort bleiben. Mit müdem, aber lächelndem Blick hatte mich meine Frau darauf aufmerksam gemacht, daß die Erfüllung der Gesichte nahe sei.

Nun war sie allein, und vielleicht . . ., und der Bämmert, der freche Kerl, der sollte . . .

„Fränzi,“ schrie ich, „kämm' das Fuder, ich will den Baum zurecht richten, was übrig ist, werfen wir nachher noch hinaus, so gut es geht, oder wir lassen es liegen.“

Fränzi, die zwanzigjährige, sprang, ich schlang das Seil um den Wiesbaum, lehnte ihn hinten an den Wagen, kletterte dann hinauf, — — da brach aus der sich inzwischen stetig vergrößerten Wolkenwand ein greller Strahl, eine Sekunde verging, dann krachte es, als wolle die Erde aus den Fugen gehen. Die vorgespannten Tiere wurden unruhig, angstvoll brüllend zogen sie an. Ich schmeichelte ihnen, rief sie beim Namen, warf ihnen von oben herab noch ein Bündel Heu zu, umsonst, ein Ruck, noch einer und noch einer, und richtig, bevor ich den Kopf des Wiesbaumes erfaßt hatte, war dieser schon wieder herabgeglitten. Fränzi ließ den Rechen fahren, faßte den Baum und schob ihn mir zu. Ich zog, und eins, zwei, lag er oben. Die Blitze und die Donner vermehrten sich, Fränzi stand bei den erschreckten Tieren und ich drückte den Baumkopf unter die Leiter und ließ mich dann am Seil herabgleiten. So schnell habe ich noch nie ein Fuder befestigt, wie damals. Der Rechen wurde hinaufgeschleudert, die Rüche zogen, ein „Hü“ brauchte es nicht und das Knallen

besorgte der Donner. Sie zerrten an den Strängen, als ob ein Raubtier hinter ihnen herzöge. Neben mir ging Fränzi, die Gabel auf der Schulter. Nun muß, wenn man etwa hundert Meter auf Straßengebiet gefahren ist, der Radschuh untergelegt werden. Du weißt es ja, wie der Weg gegen die Mühle steil abfällt.

„Fahrt zu!“ rief Fränzi, und bereits hob sie, die Gabel immer noch auf der Schulter, den Hemmschuh aus. Vorsichtshalber zog ich die Tiere scharf zurück, aber: „Fort, fort!“ schrie sie wieder. Ich schaute um mich. Der eiserne Schuh lag bereits auf der Erde, und im nächsten Augenblick schleifte er, das Hinterrad fest umflammernd, auf der staubigen Straße.

„Jetzt nehmt ihr den Weg durch die Neben, ich hab' Angst, Ulrich; den Wagen bringe ich hoffentlich allein nach Hause.“

Ich machte Einwendungen: Die Tiere, die Tiere und der böse, steile Weg! „Fort! sag' ich.“ Weiß Gott, was in das Mädchen gefahren war. Sein Gesicht glühte, es schien zu zittern, das Leitseil wurde mir einfach aus der Hand gerissen und die Gabel hingehalten. Mechanisch griff ich darnach. Ohne sich umzusehen, schritt es nachher neben dem Fuhrwerk fest und sicher die Straße hinab.

„Wenn die Kette des Radschuhes jetzt brechen sollte!“ kam es mir plötzlich in den Sinn. Herrgott, dann müßte ein Unglück, ein gräßliches Unglück geschehen! Aber nein, die hält, Ringe aus halbzölligem Eisen, die brechen nicht. Aber wenn sie sich doch als zu schwach erwiesen, nur dies einmal zu schwach? Ja, dann gälte es vielleicht ein Leben, ein junges Leben!

Ein Leben! . . .

Und meine Frau allein zu Hause, und den Bammert hatte ich heimgeschickt!

Herrgott!

Mein Kopf brannte, mein Herz pochte, es kam einer, der stieß und jagte mich und zischte mir unaufhörlich in die Ohren: Du kommst zu spät, zu spät!

Ich sprang, ich flog, Neben, Wiesen, Äcker, alles auf geradem Wege übersehend. Ich hatte wohl den Wind aufgestachelt, er begann zu singen, zu heulen, zu pfeifen, und bald schoßen wir um die Wette.

Da stand ich schon am Mühlenweiher. Der Wind peitschte die Wellen über die Ufer, und aus der einen Dammsseite rieselten kleine Wasseräderchen. Einen Moment stutzte ich.

Wenn durch die Gewalt des Gewitters der Damm brechen sollte! Daß der Müller wieder den Sommer vorübergehen läßt, ohne eine Zementmauer erstellen zu lassen! — Ich grollte ihm, aber die Folgen eines Bruches überdachte ich nicht. Dazu hatte ich keine Zeit. Ein Sprung, noch einer, und ich hatte den bereits enttandenen Sumpf durchquert. Weiter, weiter! schrie der Unbekannte, und meine Beine befolgten bereitwillig den Befehl, wenn das Herz darob auch fast entzwei sprang.

Endlich sah ich mein Heimwesen. Eben ging der Bammert auf die Haustüre zu. Nun verlangsamte ich meine Schritte. Ich wollte ruhigen Gemütes vor meine Frau hintreten. Raum in Steinwurfsweite lag ja mein Gehöft! Die Angst wich, und als ich mit viel Geräusch den Hausgang betrat, war ich wieder der Bauer von ehedem. Oben lief der Knecht in seiner Kammer hin und her, er mochte wohl seine Siebensachen zusammenlesen.

Meine Frau war in der Küche. Sie saß müde und abgESPANNT auf der Herdbank und unterhielt ein Feuer, das unter einem mächtigen Kessel voll Wasser flammte. Ihr Blick sagte mir mehr als viele Worte.

„Ist's so weit?“ fragte ich, und ich fühlte, wie ich vor Erregung zitterte. Sie nickte nur und nach einer Weile sprach sie langsam, weich und voll innerer Sehnsucht:

„Mußt du nochmals hinauf?“

In ihren großen Augen schimmerte das herzliche Verlangen, in der Stunde des Leidens sich an mir halten zu dürfen.

Ich antwortete:

„Das Fuder ist auf dem Weg, Fränzi führt es. Froh bin ich, daß es vor dem Gewitter noch in die Scheune kommt.“

Aber von dem Streit zwischen dem Knecht und mir schwieg ich. Es überkam mich sogar die Reue. Das Nahen der Stunde, in welcher ein Weib mit gläubigem Vertrauen die höchste Weihe zu empfangen bereit ist, schließt etwas Überwältigendes in sich. Der Kleinfram der Welt erscheint in seinem Nichts, wir stehen vor der Lösung eines der wunderbarsten Rätsel, vor der Erfüllung des Gotteswortes: Es werde! . . .

Den Knecht wollte ich weiter behalten, das stand bei mir fest . . .

In der Küche wurde es dunkel. Ein Windstoß jagte den Laden zu. Ich öffnete das Fenster, da brauste der Sturm mit Allgewalt herein, blies in das Feuer, daß die Funken herausstoben, Türen krachten zu, er heulte vor dem Hause, im Kamin, ein Aufruhr lag in der Luft. Ich schloß das Fenster wieder und überließ den Laden seinem Schicksal. Meine Frau erhob sich. Auf den Wassertopf deutend, sprach sie:

„Hier ist Badwasser, das weitere ist bereits besorgt.“ Und nach einer Weile, nachdem sie wankenden Schrittes die Türe erreicht:

„Wenn die Fränzi kommt, so schick' sie zur Frau Strittmatter, sie möge rasch kommen, — — ich will mich niederlegen. — — Gelt, du bleibst bei mir?“ — —

Mein lieber Freund, du magst es wissen, ich habe meine Frau geküßt, ihr in überströmender Zärtlichkeit die Hand gereicht, und glücklich lächelnd hat sie sich in ihr Schlafzimmer begeben. Ich ahnte nicht, daß ich mein Versprechen nicht würde erfüllen können, daß ein paar Minuten später ein zwingendes Ereignis mich von meinem leidenden Weibe hinwegjagen würde.“ — — — Hans Ulrich schweigt. Sein umdüsterter Blick hängt an der das Ergertenloch

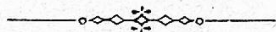
verdunkelnden Wolkenwand. Aber es liegt keine Gewitterstimmung in derselben. Der untere gegen den Horizont hinneigende Rand lichtet sich zusehends und beginnt sich bereits mit roten, feurigen Fäden zu durchziehen. Der kleine Hansli steht nicht mehr bei seinen Geschwistern. Breitspurig guckt er in das Wirrsal der Ballen und Fäden. Er muß seine Freude daran haben. Auf einmal hüpfst er zu uns. In seinen leuchtenden Blicken ist eine große Erwartung ausgedrückt, und sein Mündchen sprudelt hervor:

„Vate, jekt chunts dänn go blike und dunnele (donnern), dänn wird's lustig, gäll?“

„Nein, mein Bub, es ist wohl zu spät im Jahr. Sieh nur, die Sonne scheint ja schon wieder.“ Das ist die Antwort des Vaters, und er streichelt dem Kleinen die Wange. Diesem liegt das Gehörte nicht recht. Er runzelt ganz wenig die Stirn und stampft dabei mit dem Füßchen.

„Aber ich hör' 's dunnele gen“ (gern), meint er naiv.

Hans Ulrich wirft mir einen vielsagenden Blick zu. Nachher entfernt sich Hansli langsam und sichtlich enttäuscht, und als er außer Hörweite ist, beginnt mein Freund von neuem. (Schluß folgt.)



Der Kretinismus und seine Heilung.*)

Von Regierungsrat Prof. Dr. Junz.

Mit Abbildungen.

Bekanntlich ist in gewissen Gegenden ein trauriges Krankheitsbild sehr verbreitet, das sich durch eine Vereinigung geistiger Minderwertigkeit bis zur vollen Verblödung mit Kropfbildung, Störungen des Haarmuchses und der Hautentwicklung auszeichnet. Diese als Kretinismus bezeichnete Krankheit beruht auf einer Erkrankung der Schilddrüse, eines Organs, das dem Schilddrüsengang anliegt und den obersten Teil der Luftröhre überbrückt. Die häufige Erkrankung der Schilddrüse hat seit langem die Aufmerksamkeit der Ärzte erregt. Der sogenannte Kropf, die Anschwellung der Schilddrüse, in leichteren Graden ein Schönheitsfehler, wird bei stärkerer Entwicklung zur schweren Krankheit und häufig zur Todesursache. So forderte er, namentlich seit die Asepsis das chirurgische Vorgehen so sehr erleichtert hatte, die Tätigkeit des Chirurgen heraus. Ist auch die Operation nicht leicht, so gelingt doch die vollständige Entfernung auch großer Kröpfe dem geübten Operateur mit Sicherheit. Die

*) Wir entnehmen vorstehenden Aufsatz dem reichillustrierten Prachtwerke Hans Kraemers „Der Mensch und die Erde, die Gewinnung und Verwertung der Schätze der Erde“, das im Deutschen Verlagshause Bong & Co., Berlin W. 57 (Preis pro Band 18 Mk. oder pro Lieferung 60 Pf.) erschienen ist. In der Abhandlung „Die Tiere im Dienste der Wissenschaft und der Heilkunde“ hat der bekannte Physiologe Prof. Dr. Junz das Wesen und die Heilbarkeit des bisher für unheilbar gehaltenen menschlichen Kretinismus an der Hand der neuesten wissenschaftlichen Forschungen dargelegt. Dem genannten epochemachenden Werke sind auch die Illustrationen entnommen, welche die Richtigkeit der textlichen Ausführungen in geradezu handgreiflicher Klarheit erweisen.